

Tagebuch der alltäglichen Hölle

Der Kölner Fotograf Christoph Bangert erzählt in seinem neuen Bildband, warum er nicht mehr in den Krieg zieht

VON DAMIAN ZIMMERMANN

„Ich vermisse den Krieg. Nichts ist so roh. Nichts fühlt sich so real an.“ Mit diesen drei kurzen, fast unanständigen Sätzen beginnt der ehemalige Kriegsphotograf Christoph Bangert sein neuestes Buch. Und sie fassen das zusammen, wovon viele Reporter nach ihren Einsätzen in Krisengebieten berichten. Dass sie den Kick und das Adrenalin vermissen und dass sie gleichzeitig zu Hause mit den Banalitäten des Alltags, mit Bürokratie, Kleingeistigkeit und Konsumzwang, mit Alpträumen und posttraumatischen Belastungsstörungen zu kämpfen haben. „Ich vermisse es, sinnvolle Arbeit zu leisten und Augenzeuge politischer Ereignisse zu sein. Und ja, ich vermisse das Abenteuer, die Aufregung, die Intensität und die Einfachheit des Lebens im Krieg.“

Bangert weiß, wovon er spricht. Viele Jahre hat der Kölner in Afghanistan und im Irak,



US-Soldaten vor einer Patrouillenfahrt in Afghanistan

Fotos: Christoph Bangert

schienenes englischsprachiges Buch „Rumors of War“, was übersetzt so viel wie „Gerüchte über den Krieg“ bedeutet. Es ist der Abschluss einer Trilogie, die 2014 mit „War Porn“ begann und die er 2016 mit „Hello Camel“ fortgesetzt hat. Alle drei Fotobücher zeigen Kriegsphotografien, haben aber andere Schwerpunkte. In „War Porn“ präsentiert er Fotos, die Magazine und Zeitungen nicht veröffentlichen wollten – entweder, weil sie zu brutal oder weil sie zu banal waren.

Bangert, der 1978 in Daun in der Eifel geboren wurde und seit einigen Jahren mit seiner Familie in Köln lebt, stellte sich bereits damals die Frage, warum wir alle vom Elend anderer angezogen werden. Das kleine Foto-

nachdenklich, mal zweifelnd und auch mal verzweifelt. Beispielsweise als er den Auftrag erhält, ein Cover-Foto von Afghanistans Präsidenten Hamid Karzai zu machen. Weil jedoch gerade Ramadan war, schliefen die Afghanen tagsüber und arbeiteten nachts. Auch Karzai. Bangert wusste jedoch, dass das Licht im Präsidentenpalast eine Katastrophe war und überlegte, wie er damit umgehen sollte.

An anderer Stelle erfahren wir, dass Bangert kein Blut sehen kann und beim Erste-Hilfe-Kurs bereits beim Anblick der Nadel weiche Knie bekam. „Einen Typen fotografieren, dem beide Beine weggerissen wurden? Kein Problem! Aber wenn ich keine Kamera habe, bin ich in ersten Schwierigkeiten. Ich kollabiere“, kommentiert er nicht ohne Selbstironie.

Ergänzt wird das Buch mit den Fotos, die er im Auftrag der „New York Times“ in Afghanistan gemacht hat, mit grafischen und textlichen Collagen sowie mit einem Auszug aus dem Buch „War Is a Force that Gives Us Meaning“ des Pulitzerpreisträgers und ehemaligen Kriegskorrespondenten Chris Hedges. Und es endet mit der Erkenntnis: „Krieg ist dumm.“ Das klingt nicht besonders originell, aber darum geht es nicht. Mit „Rumors of War“ schließt Bangert seine Kriegstrilogie ab und verdeutlicht, warum er für sich entschieden hat, Kriegsphotograf zu werden – aber eben auch, warum er damit aufgehört hat.

Heute ist Christoph Bangert Professor für Fotografie und lizenziertes Busfahrer – mit seinen Studenten fährt er auf Exkursionen durch Europa und besucht Festivals und Ausstellungen. Unterwegs sein muss Bangert, der in jungen Jahren Rallyefahrer war, also immer noch. Aber seine Familie muss sich weniger Sorgen um ihn machen.

Christoph Bangert: „Rumors of War“, Kehrler Verlag, 240 Seiten, Englisch, 35 Euro

„Ich vermisse den Krieg. Nichts ist so roh. Und nichts fühlt sich so real an

Christoph Bangert

in Nigeria und in Palästina, im Libanon und in Japan für „Stern“, „Geo“, „FAZ“ und andere große Magazine fotografiert. 2013 reiste er im Auftrag der „New York Times“ für sechs Wochen nach Kabul. Er freute sich auf seinen Einsatz, doch gleichzeitig vermisste er seine Frau und seine beiden Töchter in Zürich und wusste, welche Sorgen sie sich um ihn machten. Erstmals mit im Gepäck: Ein Tagebuch und eine neue Sofortbildkamera, mit denen Bangert seine Reise dokumentierte.

Dieses Tagebuch bildet die Grundlage für Bangerts nun er-



Küchengehilfe (Ausschnitt)



Staff Sergeant Britney Simpson



Eine Collage aus dem Buch

Wenn ich keine Kamera habe, bin ich in ersten Schwierigkeiten. Ich kollabiere

Christoph Bangert

buch mit dem charakteristischen Cover wurde international erfolgreich und erschien in mehreren Auflagen. In seinem zweiten Buch „Hello Camel“ zeigte Bangert dann die humorvollen und bisweilen absurden Seiten des Krieges und konterkarierte damit unsere Erwartungen an eben diesen.

„Rumors of War“ ist nun sein ganz persönlicher Zugang. Wir sehen Kriegsphotos, aber weder die Grausamkeiten noch die Absurditäten des militärischen Alltags. Wir sehen Bangerts nicht-alltäglichen Alltag: Seine Abreise in Zürich und seine Ankunft in Kabul, sein Zimmer, seine neuen Visitenkarten, seine Kollegin Lynsey Addario beim Lackieren ihrer Fingernägel einen Tag vor ihrer Abreise und sein Abendessen. Alles von ihm subjektiv beschrieben und kommentiert – mal nüchtern, mal ironisch, mal

Mozarts Kleine Nachtmusik, doch mit fünf Sätzen

Reinhard Goebels fantasievoller Versuch, das unvollständig überlieferte Werk zu komplettieren

VON MARKUS SCHWERING

Berühmteste Kunstwerke sind nur als Torsi erhalten – und bei der Venus von Milo zum Beispiel gehört der Torso-Aspekt mittlerweile zum Kunstcharakter selbst. Illustre Torsi gibt es auch in der Musikgeschichte – selbst wenn man es dort nicht gleich merkt. Das ist etwa der Fall bei Mozarts Kleiner Nachtmusik, die jeder Klassik-Freund in der geläufigen Form für vollständig zu halten geneigt ist.

Falsch: Unter dem 10. August 1787 trug der Komponist diese Streicher-Serenade als eine fünfsätzige in sein Werkverzeichnis ein – mit einem weiteren Menuett an zweiter Stelle, das aber früh verloren ging und bereits im Erstdruck von 1827 fehlt. Im erhaltenen Autograf ist bis heute jenes Blatt 3 abgängig, auf dem es wohl notiert war. Die Folge von vier Sätzen, die die Komposition der sinfonischen Form annähert – sie ist nicht die Originalgestalt.

Alle Suche nach dem fehlenden Menuett ist vergeblich ge-

blieben – wir kennen, weil Mozart in seinem Verzeichnis jeweils nur das Incipit des ersten Satzes schrieb, nicht einmal die ersten Takte.

Viele Musiker und Mozartforscher haben diesen Verlust lebhaft bedauert – unter ihnen jüngst noch der Dirigent Reinhard Goebel, vormaliger Barockgeiger und Leiter der legendären Musica antiqua in Köln. Er beließ es freilich nicht beim Jammern: Auf seiner neuen, von den Berliner Barocksolisten bespielten CD mit Mozart-Serenaden (Label hänssler) erscheint die Kleine Nachtmusik in fünfsätziger Form. Das originale zweite (bzw. erste) Menuett konnte auch er nicht hervorzaubern, aber was er stattdessen an Land gezogen hat, zeugt von einigem Erfindungsreichtum. Goebel platzierte ein von Mozarts englischem Schüler Thomas Attwood (1765-1838) komponiertes Menuett, das vom Meister selbst überarbeitet und verbessert wurde. Es entstammt Attwoods Studienbuch, das er während des zweijährigen Unterrichts beim

Meister in Wien (1785-1787, also bis ins Entstehungsjahr der Serenade) führte. Es ist, von Attwood hoch in Ehren gehalten, in wenn auch ramponiertem Zustand auf uns gekommen und firmiert heute unter der Nummer 506a im Köchelverzeichnis.

Das Stück (in Band X/30/1 der Neuen Mozart-Ausgabe die Studie IV/38) findet sich in einer Fülle von Übungen zur Harmonielehre sowie im polyphonen (Kanon und Fuge) und Streich-

quartettsatz, die Mozart, dessen Eintragungen und Korrekturen durch Rotdruck hervorgehoben sind, als gründlichen und intensiven Lehrer ausweisen.

Auf Anhieb hat Goebel einen guten Griff getan: Das Stück steht wie die Serenade in G-Dur, ist gleichfalls in vierstimmigem Streichersatz geschrieben und wahrt dank seiner nicht weiter reduktionsfähigen Kürze (vier mal acht Takte, jeweils 16 in Hauptsatz und Trio) in den Pro-

portionen den Anschluss an das Mini-Format der Kleinen Nachtmusik.

Freilich, die starren Zwei-, Vier- und Acht-Takt-Symmetrien durchbricht Mozarts originales zweites Menuett im Trio, das auch in D-Dur steht und damit, anders als Attwoods und seines verbessertes Elabors, einen Tonartenkontrast zum Hauptteil aufbaut (überhaupt dürfte Mozart für das verlorene Menuett eine andere als die Werktonika G gewählt haben).

Kein Wunder, dass das Attwood-Menuett im Stil an den genialen Lehrer erinnert. Es fehlen aber der Charme und die Ungezwungenheit von Mozarts Melodik, und die bemüht-reichhaltige Chromatik täuscht mehr vor, als in dieser Musik drinsteckt.

Klar, es fällt kein Meister vom Himmel – und ein zweiter Mozart schon gar nicht. Insofern gibt die achtbare Leistung des Briten schon fast wieder Anlass zu Genugtuung. Goebels Idee ist originell und amüsant – über den Verlust des originalen Satzes kann sie nicht hinwegtrösten.



Thomas Attwood in späteren Lebensjahren

Foto: Wikipedia

Italienischer Dirigent Gianluigi Gelmetti gestorben

Der italienische Dirigent und Komponist Gianluigi Gelmetti ist im Alter von 75 Jahren gestorben. Das teilte die Oper in Rom am Mittwoch mit. Der gebürtige Römer war von 1989 bis 1995 Chefdirigent des damaligen Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart des SWR. Später ab 2001 leitete er das Orchester der Oper in Rom für rund zehn Jahre. Zuletzt stand er bei den Philharmonikern in Monte Carlo bis 2016 vor dem Pult.

In Deutschland hatte er unter anderem 2017 im baden-württembergischen Bad Wildbad ein Konzert geleitet. Beim Belcanto-Festival im Norden des Schwarzwaldes dirigierte er die Oper „Eduardo e Cristina“ von Gioachino Rossini. Gelmetti galt als Experte für Rossini-Opern und Belcanto, einer Stilrichtung, die im 16. Jahrhundert entstand und bis ins 19. Jahrhundert bestimmend war. Der Italiener trat in seiner Karriere weltweit auf, unter anderem auch in der Oper in Sydney, bei den Berliner Philharmonikern und in der berühmten Mailänder Scala. (dpa)